



Nr. 28.

Unterhaltungsbeilage.

1925

Victoria

Gedichtet von Alfred Langen,
München.

(2)

Die Geschichte einer Liebe von Rnut Samfun.

Seit jeher hatte er da oben in dem alten Granitbruch gespielt. Die Leute hatten ihn reden und arbeiten gehört, obwohl er allein war; bisweilen war er Warner gewesen und hatte Gottesdienst abgehalten.

Diese Stätte war seit langer Zeit verlassen, jetzt wuchs Moos auf den Steinen, und die Spure der Bohr- und Sprenglöcher waren beinahe verwischt. Aber in der verborgenen Höhle hatte der Sohn des Müllers aufgeräumt und sie mit vieler Kunst ausgeschmückt, und dort wohnte er als Häuptling der tapfersten Räuberbande der Welt.

Er schloß mit einer silbernen Klammer. Ein kleines Männchen, ein Zwerg mit einer Diamantenspinne an der Klampe, hüpfte herem. Das ist der Diener. Er verbeugt sich bis zur Erde. „Wenn Prinzessin Victoria kommt, so führe sie zu mir!“ sagt Johannes mit lauter Stimme. Wieder verbeugt sich der Zwerg bis zum Boden und verschwindet. Johannes streckt sich bequem auf dem weichen Divan aus und denkt nach. Zu jenem Sitz dort wollte er sie führen und ihr köstliche Gerichte auf silbernen und goldenen Schüsseln reichen; ein flammender Scheiterhaufen sollte die Höhle beleuchten. Hinter dem schweren goldbrokatenen Vorhang im Innern der Höhle würde ihr Lager bereitet werden und zwölf Ritter sollten Wache stehen.

Johannes erhebt sich, kriecht aus der Höhle und läuft. Unten auf dem Steig raschelt es in Ästen und Laub.

„Victoria!“ ruft er.

„Ja,“ antwortet es.

Er geht ihr entgegen.

„Ich wage es fast nicht,“ sagt sie.

Er guckt mit den Achseln und antwortet:

„Ich bin eben dort gewesen. Ich komme jetzt von dort.“

Sie gehen in die Höhle. Er weist ihr einen Platz auf einem Stein an und sagt:

„Auf diesem Stein hat der Riese geschlafen.“

„Du, sag nichts mehr, erzähl mir nichts! Darfst du nicht Augst?“

„Nein.“

„Ja, aber du sagst doch, er habe nur ein Auge; aber nur die Trolle sind einäugig.“ Johannes überlegte.

„Er hatte zwei Augen, aber auf dem einen war er blind. Das sagte er selbst.“

„Was sagte er noch? Nein, erzählt es nicht!“

„Er fragte, ob ich bei ihm dienen wollte.“

„Aber das wolltest du wohl nicht? Gott bewahre dich.“

„Doch, ich antwortete nicht nein. Nicht geradezu nein.“

„Bist du verrückt! Willst du im Berge eingeschlossen werden?“

„Ja, ich weiß nicht. Auf der Erde ist es auch nicht schön.“

Pause.

„Seit diese Buben aus der Stadt gekommen sind, bist du nur noch mit ihnen zusammen,“ sagt er.

Wiederum Pause.

Johannes fährt fort.

„Aber ich bin stärker und kann dich besser tragen und aus dem Boot heben als irgendeiner von denen. Ich bin sicher, daß ich es fertig brächte, dich eine ganze Stunde lang zu halten. Schau her.“

Er nahm sie in die Arme und hob sie auf. Sie umfachte seinen Nacken.

„So, jetzt reicht es schon.“

Er setzte sie nieder. Sie sagte:

„Ja, aber Otto ist auch stark. Und er hat sich auch schon mit erwachsenen Leuten geprügelt.“

Zweifelnd fragt Johannes:

„Mit erwachsenen Leuten?“

„Ja mit erwachsenen. In der Stadt.“

Pause. Johannes denkt nach.

„Ja, ja, dann ist es also damit vorbei,“ sagt er. „Ich weiß, was ich tue.“

„Was tust du?“

„Ich verdinge mich beim Mähen.“

„Nein, bist du denn verrückt, hör doch!“ schreit Victoria.

„Ach wo, mir ist alles gleich. Ich tue es.“

Victoria fuhrt auf einen Ausweg.

„Ja, aber vielleicht kommt er jetzt gar nicht wieder?“

Johannes antwortet:

„Er kommt.“

„Hierher?“ fragt sie rasch.

„Ja.“

Victoria steht auf und zieht sich nach dem Ausgang zurück.

„Komm, gehen wir lieber wieder hinaus.“

„Es eilt nicht,“ sagt Johannes, der selbst bleich geworden ist. „Er kommt nicht vor heute nacht. Er kommt um die Mitternachtsstunde.“

Victoria ist beruhigt und will wieder ihren Platz einnehmen. Aber Johannes fällt es schwer, des Unheimlichen, das er selbst heraufbeschworen hat, Herr zu werden, es wird ihm zu gefährlich in der Höhle, und er sagt:

„Wenn du wirklich wieder hinausgehen willst — ich habe draußen einen Stein mit deinem Namen darauf. Den könnte ich dir zeigen.“

Sie kriechen aus der Höhle und suchen den Stein. Victoria ist stolz und glücklich darüber. Johannes ist gerührt, er möchte weinen und sagt:

„Wenn ich jetzt fort bin und du siehst ihn manchmal an, dann mußt du an mich denken. Mir einen freundlichen Gedanken schenken.“

„Ja, bestimmt,“ antwortet Victoria.

„Aber du kommst wohl doch wieder?“

„Ach, das weiß Gott allein. Nein, ich werde wohl kaum wiederkommen.“

Sie fangen an heimzuwandern. Johannes ist dem Weinen nah.

„Ja, lebe wohl,“ sagte Victoria.

„Nein, ich kann noch ein Stückchen weiter mitgehen.“

Aber daß sie ihm so herzoglos, je eher desto lieber, Lebewohl sagen kann, macht ihn bitter, läßt in seinem verwundeten Gemüt den Jörn aufsteigen. Er blickt plötzlich stehen und sagt voll ehrlicher Erregung: „Aber das will ich dir sagen, Victoria, du wirst keinen bekommen, der so gut gegen dich sein wird, wie ich es gewesen wäre. Das will ich dir nur sagen.“

„Ja, aber Otto ist auch gut,“ wendet sie ein.

„Ja, ja, nimm ihn nur.“

Schweigend gehen sie einige Schritte weiter.

Die Sklavin von Tetuan.

Sklaverei und Sklavenhandel am Rif.

Es ist eine wenig bekannte Tatsache, daß im Gebiete der Rifsklaven noch immer die Sklaverei herrscht. Demzufolge gibt es auch einen ausgebreiteten und gut organisierten Sklavenhandel, der sich allerdings ziemlich unterirdisch abspielt, so daß es den Anschein hat, als ob das Verbot von den europäischen Mächten ausgesprochene Verbot des Sklavenhandels tatsächlich befolgt würde. Doch ist dies keineswegs der Fall. Bernd Terhorst, der zwei Jahre lang im Rifgebiet gelebt hat, schildert in seinem jetzigen im Verlage von Neufeld und Senius erscheinenden Buche „Feuer am Rif“, wie er in die Lage kam, die wahren Verhältnisse zu erkunden. Wir geben die wertvolle Schilderung nachstehend wieder.

„Es war im Laufe eines vornehmen Eingeborenen“, so erzählt Bernd Terhorst. „Die Sonne fiel steil in den Patio. Die Lichtstrahlen reflektierten in den vielen geschliffenen Spiegelgläsern und hellten das kühle, violette Goldmarmor unserer Räume malerisch auf. Der Teetisch lag leise dazu. „Gute“, sagte dann der Hausherr, dabei mit der Hand über die Schultern hinweg auf ein selten hübsches dunkelbraunes Mädchen zeigend, „kaufe ich einmal auf einer meiner Reisen weit jenseits des Rifs. Damals konnte man noch ungehindert durch das Land ziehen, aber heute ist das anders geworden. Man muß bei den Seinen auf seinem Eigentum bleiben, denn man weiß nie, was der Krieg bringt.“ „Aber, ist es denn nicht fürchterlich, Menschen zu kaufen?“ sagte ich. „Wie man es nimmt“, antwortete er, „für einen Europäer mag es brutal erscheinen, aber ich glaube, daß viele Sklaven sich wohler in der Sklaverei fühlen als frei. Vor 15 Jahren hatten wir hier in Tetuan auch noch unsere öffentlichen Sklavenmärkte. Als dann die Europäer kamen, wurde der Sklavenhandel verboten. Sie können doch gewiß den großen Steinbruch in der Nähe des Marktplatzes. Dort wurden die Sklaven einzeln aufgestellt und an den Meißelbildenden öffentlich versteigert. Jeder darf dann vor dem Kauf den Sklaven genau untersuchen und prüfen. Und glauben Sie mir, wir sind alle keine Unmenschen. Ein Sklave, der willig und arbeitsam ist, hat es gut und ist versorgt für das ganze Leben. Heute liegen Hunderte dieser Menschen auf der Straße ohne Unterkunft und Arbeit. Viele wären froh, wenn sie wieder Sklaven sein könnten.“ „Und dürfen Sie heute noch Sklaven halten?“ fragte ich. — „Die wir vorher hatten, ja“, antwortete der Gastgeber, „und wenn wir welche brauchen, dann gehen wir in das Innere und kaufen dort.“ — „Wird denn noch im Innern Sklavenhandel betrieben?“ rief ich entsetzt. — „Ja, wer will es dort verbieten?“ meinte kühlend der Erzähler.

Die vom Hausherrn zuerst bezeichnete Sklavin stand verklämt an einem Fenster gelehnt. Bekleidet war sie mit einem ärmellosen, leder sitzenden Kleid, aus dem die bräunlichen Arme nach heraussamen. Die nur bis unterhalb des Knies reichende bauchlose Hose war verdeckt durch einen blau karierten Schurz. Die Füße steckten in hellbraunen, mit Silberdraht bestickten Pantoffeln. Trotz des starken Regens war das Mädchen auffallend hübsch. Eigentümlicherweise wirkten die weißlichen Lippen, die breit anliegenden Wadenknöchel hübsch. Das mochte wohl daher rühren, weil die Augen aus dem gelblichen Weiß der Hornhaut so gut und trenn hervorstachen.

„Ich reiste damals von Fez über Taza nach Rifane“, hub der Gastgeber wieder an. „Wir nächtigten unterwegs in einem kleinen Dorfe. Meine Leute schlugen wie gewöhnlich die Zelte auf. Viele Menschen warteten uns neugierig; Bettler und Arme, unter denen ich Kupfermünzen verteilen ließ, drängten sich wie überall heran. Ich besuchte den Emir des Dorfes, der mir sofort sein Haus als Ruhestätte anbot. Wir Orientalen haben keine Gasthäuser wie die Europäer, wir wohnen entweder bei einem Freunde oder in unserem eigenen Zelte. Trotzdem ich mein eigenes Zelt mitführte, nahm ich doch aus Höflichkeit die dringende Einladung des Emirs an, sein Gast zu sein. In sein Haus kamen noch einige Dorfälteste. Wir unterhielten uns gut und tranken Tee wie hier. Plötzlich sagte einer der Dorfältesten: „Wißt Ihr schon, daß draußen vor dem Dorfe eine Sklavenhändlertruppe lagert? Viel Volk scheinen sie mitzuführen.“ — „Wollen wir hingehen und uns die Leute ansehen?“ meinte einer der Männer.

Wir erhoben uns gemeinsam. Die Nacht ruhete schon in den Tälern, es war merklich kühler geworden. Das Dorf lag langgestreckt in einem Tale, wir hatten 15 Minuten zu gehen. Nicht neben der Kalksteinfels eines vereinzelt liegenden Gehäuses sahen wir zwei Zelte aus einfachen Ziegenhaardeden. Ein halbes Dutzend Maultiere weideten in der Nähe. Männer mit geschulterten Gewehren sahen um ein Feuer und eine Gruppe Menschen duckte sich im Schatten eines Zeltes: die Sklaven. — Neben einem Zelte ging scheinbar etwas ganz Besonderes vor sich. Neugierig traten wir heran. Ein junges Mädchen, es mochte kaum zwölf Jahre alt sein, tanzte und sprang wie wild umher. Ein Mann mit einer Gerte schrie und gestikuliert und tanzte dem Mädchen zuweilen sprunghaft etwas vor. Seine Gerte fauste von Zeit zu Zeit unbarmherzig auf den nur notwendigst beseitigten Körper des Kindes nieder. „Warte nur, du Tochter eines Krokodils, ich werde dich tanzen lehren!“ schrie er immerzu. Dann brach das Mädchen plötzlich zusammen. „Sehe, Teufelin!“ brüllte der Kerl wieder. „Hast du Eidechsenzwänge gegessen? Ich werde dich doch tanzen lehren“, und wuschelnd stürzte er davon. Das arme Ding lag leidend am Boden, es tat mir leid, und da es einen Augenblick lang die Augen aufschlug und mich dabei so flehend und trauernd ansah, jagte ich den Mann, das Mädchen zu kaufen, um es von seinem Peiniger zu befreien.

Unterdessen lehrte der Händler oder Tanzlehrer oder was er sonst sein mochte, zurück. Er hatte in der Nähe ein Feuer mit Holzschichten entzündet. Nun grub er ein wohl einen halben Meter breites, aber nur etwa 30 Zentimeter tiefes Loch. In dieses legte er die unterdessen zur vollen Glut gekommenen Holzschichten und legte darüber eine dünne Sandschicht, die im Ru stark erhitzt war. Darauf führte er unter Schimpfen und Schreien das Mädchen heran, und zwang es, sich auf den Sand, der über den glühenden Holzschichten lag, zu stellen. Wollte sich also das arme Mädchen nicht völlig die Fußsohlen verbrennen, so mußte es andauernd in einer schnellen, hüpfenden und tanzenden Bewegung bleiben. — „Da ha ha!“ lachte der Unheld. „Seht, wie sie tanzen kann!“ — Das arme Mädchen schrie und schrie vor Schmerz, denn der heiße Sand verbrannte ihr langsam die nackten Fußsohlen. Die umherstehenden, leichtgefesselten Sklaven stierten

geistesabwesend an dem Schauspiel vorbei. Ich konnte die Qualerei nicht mehr mit ansehen und fragte rasch nach dem Preis der Sklavin. — Der Sklavenhändler berging vor Freundschaft, sofort mußte das Mädchen anheben, damit es ja keinen Schaden weiter erleiden könne und dadurch wertlos würde. — „Du hast dem Mädchen unangenehme die Füße verbrannt, sie ist nicht mehr viel wert“, sagte ich, „aber was willst du dafür haben?“ — „O Herr, sieh dir das Mädchen an, sieh diese Schultern, diese glatten Arme“, dabei riss er ihr den einzigen hemdartigen Fetzen vom Leibe. „Die Füße haben nicht gelitten. Das kennst du nicht, es ist allgemein so Sitte, den Mädchen das Tanzen beizubringen.“ Ich seufzte nicht lange, zahlte ihm 50 Duros aus und ging.

Später erzählte sie mir, daß ihr kleines Heimatdorf aus Rache von einer Horde überfallen worden sei. Die Einwohner wurden zum Teil niedergemetzelt, zum Teil verschleppt. Sie habe gerade an der Dorfquelle Wasser schöpfen wollen, habe sich zwar verdeckt, aber wäre doch erbeutet worden. Jener brutale Händler habe sie von den Blinderern gekauft. Sie sollte Tänzerin werden, um als solche einen höheren Verkaufspreis einzubringen. Von ihren Eltern und Geschwistern hörte sie nie mehr etwas. Nun hat sie bei mir Ruhe und Frieden gefunden. Sie wird sicherlich nicht mehr fortgehen wollen.“

Die Sklavin stand noch an dem Fenster gelehnt. Gering hatte sie nichts von der in französischer Sprache geführten Unterhaltung verstanden. Sie starrte uns hilflos lächelnd an.

Der Dolkampfs der Hähne

Dahnenkämpfe sind in Asien eine uralte Einrichtung, die aber in neuester Zeit wegen der damit verbundenen Tierquälerei immer mehr zurückgedrängt wird. Die eigenartigen Dahnenkämpfe finden auf der Insel Bali statt, doch sind sie auch dort verboten und werden daher von den Einwohnern nur noch im Geheimen abgehalten. Dem bekannten Forschungsreisenden Colin Ross ist es aber gelungen, diesem interessanten Schauspiel beizuwohnen, und er schildert den „Dolkampf der Hähne“ in seinem neuen, soeben bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Werk „Leute in Indien“. An einem kleinen versteckten Platz fand der Kampf statt, und inmitten schwankender Bambusstangen hatte sich eine große Menge Menschen versammelt, aber ausschließlich Männer, denn am Dahnenkampf darf auf Bali keine Frau teilnehmen. „Als wir einzutreten“, schreibt der Verfasser, „waren die Vorbereitungen für den Kampf bereits in vollem Gang. Vor allem wurden gleichwertige Partner ausgewählt. Schien ein Kämpfer nach Ansicht des Unparteiischen schwächer als sein Gegner, so erhielt er etwas längere Dölche. Diese Dölche sind eine Besonderheit des Dahnenkampfs, die es meines Wissens nur auf Bali gibt. Es sind 12 bis 15 Zentimeter lange, haarhart geschliffene Messer, die den Hähnen an die Sporen gebunden werden. Sie machen den Kampfangang für den Unterlegenen im allgemeinen absolut tödlich, aber vielleicht gerade dadurch das Spiel weniger gramam; denn gelingt es einem der Kampfhähne, über seinen Gegner zu kommen und von oben einen Stoß zu führen, so bringt die lange, haarharte Klinge auch den sofortigen Tod. Bei den Kämpfen wird um erhebliche Summen gewettet, und so stellt ein Kampfhahn auch für europäische Begriffe ein erhebliches Kapital dar. Demgemäß wird so ein Hahn sorgsam gefüttert und gepflegt. Trotzdem ist sein Dasein — von dem meist blutigen Ende ganz abgesehen — kein beneidenswertes; denn um den Hahn kräftig und kampftüchtig zu halten,

trennt man ihn von den Feinden und läßt ihn einzeln in einem Korb. Das erste Kampferpaar tritt an. Gorgum haben die Eigentümer ihren Henglingen die scharfen Döcke angeschärft. Sie hocken in der Mitte des Ringes einander gegenüber, mit beiden Händen ihre Hähne haltend, die vor Blut und Kampferglut glühn. Die letzten Weiten sind abgeschossen, ein Jochen, und die beiden Gegner stürmen mit gestäubten Federn orteinander los. Beide sind allerproben Kämpfer, die sich der absoluten Lethalität ihrer Waffe voll bewußt sind. Die Schnäbel haben, die Federn stützen, aber keiner gibt dem anderen Gelegenheit, den dolchbekehrten Sporn zu gebrauchen. Hin und her geht der Kampf. Sie treten sich gegenseitig in die Seite, überfliegen einander, der Boden liegt voll Federn, aber noch immer kein Stoß mit dem Döck. Da augenscheinlich ist es dem weißen Jagd doch gelungen, den tödlichen Stich anzubringen; denn sein schwarzer Gegner löst sich aus dem Gefühmel, sammelt ein paar Schritte, eine rote Blutspur läuft den Sand, und zu Füßen seines Herrn fällt er tot zu Boden. Ein Paar nach dem anderen tritt an. Der Dampf des vergossenen Blutes mischt sich mit dem Duft des Palmweines und der Ausatmung der dicht gedrängten Menschen. Riesenstimmen wurden verloren und gewonnen. Man merkte die ungesicherte Erregung, die sich der Menge bemächtigt hatte, an den gespannten Muskeln, den starren Augen."

Gesundheitstipps für den Winter.

„Wer sich allzu sehr vor Erkältung in Acht nimmt, erkaltet sich.“ Diese Behauptung stellt ein englischer Arzt, Dr. Leonard Williams, auf, der einige beachtenswerte Winke für die Erhaltung der Gesundheit im Winter gibt. „Wir fühlen uns nicht wohl, weil wir uns davor scheuen, krank zu werden“, schreibt er, „und die Maßnahmen, die wir annehmen, um Krankheit zu vermeiden, sind gar häufig solche, die sie gerade hervorbringen. Wer sich vor Kälte fürchtet, wird sich am leichtesten erkälten. Besonders verdammenswert ist die lächerliche Angst vor Zug, durch die man frische Luft aus den Zimmern fernhält und damit Krankheitserreger züchtet. Fürcht vor Mäusen hat mehr Krankheitsverursachung und verursacht noch immer mehr, als die Mäuse selbst in einer Zeit, in der sie nicht anrichten konnten, in der man sie nicht beachtet. Jede Angst verringert die Abwehrkräfte, die wir in unserem Körper haben und ohne deren Wirkung der Tuberkulose schon Angst die Menschheit ausgerottet hätte. Besonders muß man im Winter beachten, daß Kälte nicht der tödliche Feind des Menschen ist, für den sie noch so viele halten, sondern unser bester Freund. Kälte jagt den Ofen in unserem Körper an, erhält uns frisch und lebhaft. Man sollte geradezu sagen, daß Kälte uns warmhält. Denn die äußere Kälte regt die Muskelkraft an, was für die Erhaltung der Gesundheit so wichtig ist. Man sollte deshalb die Kälte willkommen heißen und ihr mutig ins Gesicht sehen. Sie aber nicht durch die Schale und wolle Unterwäsche fernhalten, die uns nur verdrücken und die gesunde Zirkulation verhindern. Immer müssen natürlich geholt werden, aber mit Maß, und man muß für die genügende Zufuhr frischer Luft sorgen. Heiße Bäder können genommen werden, aber nicht am Morgen, denn heißes Wasser verbessert die Zirkulation. Man soll einen Mantel tragen, aber keine dicken Unterleider, die die Zirkulation der Haut verhindern und nur Erkältung fördern. Einer der gefährlichsten Aberglauben ist der, daß man im Winter mehr

essen muß, um den Körper gegen Krankheit widerstandsfähiger zu machen. Man lasse sich von den Tieren belehren, die uns in ihrer Art des Überwinterns gerade das Gegenteil zeigen. Auch im Winter ist eine mäßige, vernünftige Ernährung die beste Abwehr gegen jeden Feind."

Kriegserklärung gegen den Krieg.

Jean Paul ist in diesen Tagen von der Reichspresse wieder als großer deutscher Dichter (Mit Gott für König und Vaterland) gelobt worden. Er ist tot und kann sich nicht wehren; aber dieser Republikaner und Demokrat, dieser Schwärmer für Menschenglück und Frieden wird noch heute in seinen Werken für seine Ideale. Geben wir — seinen Ausbeutern zum Spott! — einige seiner Sätze gegen den Krieg herüber:

Das Unglück der Erde war bisher, daß Zwei den Krieg beschloßen und Millionen ihn ausführen und ausstehen, indes es besser gewesen wäre, wenn Millionen beschloßen und Zwei gestritten hätten. Denn da das Volk fast ganz allein die ganze Kriegsschraube auszuwalzen zu tragen bekommt, und nur wenig von dem schönen Fruchtstabe des Friedens, und oft die Vorbeerkänge mit Pfostenträger erlaßt; — da es in die Morbiloterie Leib und Güter einsetzt, und bei der letzten Ziehung — der des Friedens — oft selber gezogen wird, oder als Arie herauskommt, so wird seine verlierende Mehrheit viel seltener als die erhebende Minorität ausgebeutet, Opfer und Bluten beschließen.

Und worüber und wofür wurden nicht oft Kriege geführt, d. h. Ländern der jahrelange Geburtschmerz zur Entbindung eines Marktfriedens verordnet! Wie viele Kriege durch Grenzümwallungen in der ganzen Geschichte!

Was dem Frieden die Wohlthaten verjagt und schmälert, ist eben, daß er alte Kriegswunden zu verschließen und zu neuen auszuholen hat. Wollte ein großer Staat nur die Hälfte seines Kriegsbrennholzes zum Bauholz des Friedens verbrauchen, wollte er nur halb so viel Kosten anwenden, um Menschen, als um Unmenschen zu bilden, und halb so viel, sich zu entwickeln, als zu verwideln, wie ständen die Völker ganz anders und stärker da!

Wieviel mehr hat das kleine, friedliche Athen für die Welt getan, als das würgende Riesen-Rom! Stärkte sich selber die Kraft im Kriege, sie reißt wenigstens die andere feindliche auf, die sich auch stärken wollte. Hingegen im Frieden bewegen Kräfte sich an Kräfte nur höher; keine wird eingefügt, sondern das ganze geistige Urmel wird sich selber zu immer längeren Zeiteinstößen auf.

— allerlei. —

Ebbe und Flut als Elektrizitätsquellen. Der lange geplante Versuch, Ebbe und Flut in der Fundy Bai, die Nova Scotia von Maine trennt, dem nördlichsten amerikanischen Staat an der Atlantischen Küste, für die Erzeugung von Elektrizität auszunutzen, ist kürzlich von der Bevölkerung von Maine in einer Wahl genehmigt worden, bei der es sich um die Bewilligung von 100 Millionen Dollar für diesen Zweck handelte. Man hat ausgerechnet, daß man auf diese Weise 700.000 Pferdekräfte gewinnen und dadurch den ganzen östlichen Teil der Vereinigten Staaten und Kanadas mit Elektrizität versorgen kann. Die Ausführung ist so gedacht, daß von der Küste von Maine bis zu der von Nova-Scotia eine Reihe von Wehren gebaut wird; dadurch entstehen zwei Staubecken an der Passamaquoddy- und der Cobscook-Bucht, die ein Ausmaß von 100 bzw. 50 Quadrat-

meilen haben. Während der Flut sollen die Schöpfwerke des größeren Beckens, während der Ebbe die des kleineren geöffnet werden. Das aufgestaute Wasser soll dann durch Kraftwerke, die zwischen den beiden Buchten liegen, geleitet werden. Die Errichtung dieser großen Staubecken wird schätzungsweise 5000 Leute in der Zeit von vier Jahren beschäftigen.

Die Welt ohne Petroleum in 80 Jahren. Der Inspektor der englischen Kohlenbergwerke, Sir Richard Redmayne, der zugleich ein vorzüglicher Kenner der Deftage ist, spricht sich in einem Bericht über die auf der Erde vorhandenen Petroleumvorräte aus. „Ich zweifle“, erklärt er, „ob das Erdöl jemals ein ernsthafter Rivale der Kohle sein wird. Die jährliche Weltproduktion an Öl ist etwa ein Reunel von der Weltproduktion an Kohle. Nach genauen Schätzungen wird der Petroleumvorrat in Amerika in 12 Jahren bereits sehr beschränkt sein. Ich glaube, daß es in den Vereinigten Staaten in 25 Jahren kein Petroleum mehr gibt. Der Weltvorrat an Öl wird nicht länger als 80 oder 100 Jahre reichen.“

— Weiteres. —

Den kann man gebrauchen! Geschäftsmann zum stillensten Buchhalter: „Ich wäre geneigt, Ihnen die Stelle zu geben, wenn ich die Gewißheit hätte, daß Sie in der doppelten Buchführung firm sind.“ — Stellenfuchender: „Das bin ich. Mühte ich doch in meiner letzten Stelle stets eine dreifache Eintragung machen: für den aktiven Teilhaber, zur Erkennung des wirklichen Profits; für den stillen Teilhaber, um zu zeigen, wie klein der Profit, und für den Finanzamt, wie gering der Umsatz sei.“

„Sie haben doch hoffentlich keine Kinder?“ fragte der Hausbesitzer den jungen Mann, der eine Wohnung mieten wollte. „Nein, ich bin nicht verheiratet.“ „Auch keinen Hund und keine Katze?“ „Nein, ich besitze nicht daran.“ „Klavier oder Grammophon?“ „Nein, auch nicht. Aber ich will Ihnen gestehen: Ich habe einen Füllfederhalter, der furchtbar schwer schreibt, wenn keine Tinte darin ist. Sie haben doch nichts dagegen?“

Vorlehrer: „Na, wie hat Ihnen die erste Lektion gefallen?“ Analeuter: „Danke! Die nächste können Sie mir lieber telephonisch erteilen.“

Zwei Geschäftsfreunde treffen sich auf der Straße. Der eine: „Du, ich habe gehört, bei dir soll es gebrannt haben?“ Darauf der andere: „Sei ruhig, erst nächste Woche!“

— Rätsel-Ecke. —

Seltames Tier.

Ein kleines Tier — so manches Mal schaffte es bei Wanderschaft aus Quai. Doch gestimmt: Ist topflos das Wort. Fliegt es als kleiner Vogel fort.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Einschiebrätsel: Die eingeschobenden Wörter lauten: Bau, Essen, Elz, Turm, Hafen, Essen, Vater, Erker, Nestel.

Verwandlungsrätsel: Liebermann.